

# Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

№. 155

Sonnabend, den 17. Juli

1920

## Meerkat.

Roman von  
Fedor von Zobeltitz

Kapitel neun.

„Das heißt,“ fiel Anita ein, „ich wurde das Objekt für Sie. Der Mensch verschwand, und ich wurde Romanfigur.“  
„Ja,“ sagte er nickend. „Aber der Romanfigur blieb doch das Menschliche. Wenn man Sie stillhaben wollte, würde bei der Selbstankel Ihrer Schicksale und Ihrer inneren Entwicklung Ihre Bild reich an phantastischen Zügen werden. Ich will mich ganz fein ausdrücken: bei Ihnen als Romanfigur müßten romantische Stimmungskorbe sich mit psychologischem Realismus mischen.“  
„Nein!“ rief Anita in nativer Freude. „Hör! Was! Nehmen Sie sich als Vorbild für einen Roman.“  
„Ich arbeite noch an meiner Sportgeschichte.“  
„Sind Sie das fertig?“  
„Vollständig. Wenn die Muse mir hold ist. Ich habe letzten ein paar Rächte geopfert. Aber da ging es auch flott.“  
„Und wie hi's mit dem Vorkeser?“ fragte Anita fast schüchtern.  
„Gnädiges Fräulein — weiß Gott: ich sehne mich danach! Ich möchte Ihre Urteil hören. Ich habe es mir überlegt. Es braucht kein Geheimnis zu sein, wenn ich zu Ihnen komme, um Ihnen vorzulesen. Vorlesen Sie mich recht: ich will nicht, daß über meine Arbeit lang und breit gesprochen wird — aber andererseits hi's auch nicht nötig, daß —“  
„Gut, gut!“ fiel Anita ein. „Ich verheiß — schon. Genau so wie Sie denke auch ich. Wann kommen Sie?“  
„Sobald ich das Kapitel beendet habe, an dem ich arbeite.“  
„Sie brach ab. Preshing rief: „Herr Falkenstein!“  
„Herr Rittmeister?“  
Falkenstein wollte vorgaloppieren. Aber Preshing war schon neben ihm. Ein scharfer Blick, ein Blick ohne Mißtrauen, doch mit präzisem Ausdruck, umfing ihn und Anita.  
„Lieber Falkenstein, wo stehen Sie denn? Kinder, ihr könnt euch doch nachher unterhalten! Falkenstein, reiten Sie vor und sehen Sie nach, ob das Gatter geöffnet ist. Anita, bitte, halte dich an meiner Seite. Wir müssen beim Gatter scharf Obacht geben, denn wenn eines der Vieher draußen bleibt, rufen auch die anderen los.“  
Durch die Kierensämme flimmerte schon das Drahtgesecht der Farmzumdung. Auch Tante Te mit ihrem Schirmmelgepönn wurde sichtbar. Sie wollte wenigstens dem Einzug der Strauße betshören. Sie war vom Wagen gestiegen und hatte die breite Worte im Gatter geöffnet. Da stand sie und salutierte mit ihrer Fahrpeitsche, während der alte Schimmel, unbekümmert um die nahebeie fremde Welt, im Grafe schmupperte.  
Nun galt es, die Strauße in das Gehege zu treiben. Knechte und Bauernburshen bildeten einen Ring um die Herde. Aber der Anführer, der riesige Somalstrauß, stupte plötzlich, blieb stehen und rührte sich nicht von der Stelle. Wer kann sagen, was sich plötzlich unter seinem Gefieder regte? Vielleicht eine Erinnerung an seine Heimat, da er die weite Fläche vor sich sah, die sich fast wüstenartig bis zum jenseitigen Waldrand erstreckte; hie und da mit verkrüppelten, zertrümmertem Gebüsch, mit grünen Weidesteden und gelben Sandbänken, in die sich so wundervoll die Restmildey für die Eier auszubilden ließen, mit einem dünk schimmernden Wasserstumpf und rüßlichen Kiesgeröll und ganz blauem Himmel darüber.  
„Nanu?“ rief Biberitt. „Man immer vorwärts, Langstieg!“  
„Häh!“ machte Bientert.

Aber Hansen erbat sich die Fahrpeitsche der Gräfin Remscheid und ließ sie gewaltig knallen. Da bekam der Somal einen furchtbaren Schreck, ließ einen Auf aus, der fast dem Brüllton eines Ochsen gleich oder dem zornigen Aufheulen eines Wöwen — und dann rannte er los: in meterlangen Schritten, heidi durch das Gatter und durchmaß in riesigen Schrittschritten sein neues Gebiet — und alle übrigen Strauße folgten ihm. Nun schloß sich das Gatter, um sich nie wieder für die gefangenen Affenraue zu öffnen, und die Knechte lachten, und Bientert meinte schmunzelnd: „Die werden sich schon gefallen, die Kerle.“

Anita fuhr nach Ober-Wittersdorf; aber nicht mit der Schimmelkarre der Tante Te, sondern in einem relegenden kleinen Selbstfahrer, den ihr Preshing zum Geschenk gemacht hatte.

Heute nämlich war der fünfzigste Geburtstag Wilis. Seine Geburtstag hatte er immer dabei benagen; aber man mußte im Hause wie im Hofe: gefeiert wollte er sie nicht haben. Trotzdem schickte ihm die Gräfin um die beiden Säulen der Veranda und eine zweite Gräfin um den Freischiffstisch, die Preshing aber regelmäßig sofort abzunehmen pflegte, weil sie ihn beim Teetrinken hörte. Die Tante hatte als Geschenk ein Toilettensofa kommen lassen, das sich Preshing in unbegreiflicher Verehrungstafel zum Umhängen, die sie bei den langen Witten Wilis für praktisch hielt. Er tat ihr auch den Gefallen, sie ununterbrochen zu finden, und ging sie sich späterhin vor jedem Antritt um, obwohl sie ihm eigentlich unebenkam war. Aber das sagte er nicht. Im Gegenteil, wenn er Anita sah, lang er das Lob dieser prächtigen selbstgefälligen Umhängenstafel und meinte, es sei eine ganz famos gefällige Umhängenstafel. Er besaß das Verbot einer allgemeinen Bewilligungstafel hatten am frühen Morgen sich schon die Comboys mit Falkenstein an der Spitze zur Gratulation eingefunden, und dann kamen die Hausfrauen und die Trichel mit ihrem erstickten Gesicht und dann kam das ganze Gefolge. Sont hätte Preshing wohl über diese unnütze Gildwürmerlei mit einiger Berben Worten quittiert; heute aber war er lebenswürdig, und ließ ihr die Knechte ein Goldstück bringen und sagte den Comboys, daß er für sie am Abend eine Bawie ansetzen würde. Dann aber kam die Hauptfische. Er gab Heinrich und Peterbohm einen Wint, und beide verschwand, und nach kurzer Zeit fuhr Peterbohm mit dem neuen Selbstfahrer auf die Kampe, und hinten auf dem Graumijf stebte Heinrich in einer prachtvollen Pflanz: rote Jade mit kleinen Goldknöpfchen, pralle Weibchen und Stulpenstiefel, und auf dem schlachsfarbenen Wirbelhaar eine Art Fußschleife. Der Wagen war schön: gelb lackiert mit schwarzen Konturen und russischen Weibchen, und er hing so leicht in den Federn, daß man ihm schon anah, mit ihm konnte man von der Stelle aus fortbewenden. Aber nun erst das Gespann! Auch neu: zwei schwebeliche Comboys von kräftigem Körperbau, dabei ungemein niedrig unter dem gelbbraunen Geschirr und den weißen Beinen; mit roten Schleißen in den geflochtenen Mähnen und sorgfältig gefämmten buschigen Schweifsen.

„Nun gute, Vater!“ rief Anita und schlug in die Hände, „wo kommt dieser Feinwagen her?“  
Da verbeugte sich Preshing, und über sein ganzes Gesicht ging ladende Sonne.

„Das ist meine Geburtstagsfreude für dich, Stebes Kind,“ erwiderte er. „Gnädiges Baroness sollen wenigstens in einem ausländigen Gefährt in die Umgegend kutschieren. Gestalt die das Wägelchen? Und heißt der Gefel, der Heinrich, in seiner roten Affenjacke nicht wie ein verkleideter Prinz aus?“

Anita schaute Preshing zunächst um den Hals und meinte benehve vor Freude. Und dann fand die Welsau der Wänte flack, und dann mußte auch gleich Probe gefahren werden. Tante Te aber zog Preshing beiseite und ging mit ihm in den Hintergarten, wo man am ungehörtesten war.

empur. „Die Damen nehmen das Schwimmen jetzt viel ernster als früher,“ berichtet ein Schwimmlehrer. „Sont trat eine Dame in einen Schwimmklub ein, um Anschlag zu finden, und sie lernte überhaupt nicht schwimmen; aber wenn sie schwimmen konnte, so ging sie einmal alle sechs Wochen ins Wasser. Diese Erscheinungen sind heute völlig verschwunden. Die Damen in den Schwimmklubs sind mit Feuereifer bei der Sache und wollen alle wahre Rekordschwimmerinnen werden.“ Auch in den Badedonen macht sich diese Schwimmanie der Engländer bemerkbar. Während man sonst am Strand mit Vorliebe kein elegantes Badelostium zeigte und sich höchstens die Füße nah machte, verhißt jetzt eine Dame gegen das „angeschriebene Gesetz“ der Mode, wenn sie sich nicht dem Spiel der Wellen anvertraut und Proben ihrer Schwimmkunst ablegt. In London selbst hat die Eröffnung verschiedener Freibäder viel dazu beigetragen, den Schwimmsport unter den Gesellschaften einzubürgern. Die weltlichen Angehörten der großen Londoner Warenhäuser haben sich zu Schwimmklubs zusammengenigt und benutzen die Mittagspause, um in geschlossenen Reihen ins Schwimmbad zu ziehen. Die Schwimmerin legt weniger Wert auf die Eleganz ihres Badelostiums als auf ihre praktische Brauchbarkeit, und so ist denn in diesem Jahre in den Badelostillen weniger Luxus zu beobachten. Berghedentlich sind bereits Stimmen gegen diese Schwimmanie der englischen Frauenwelt laut geworden, und während die einen behaupten, daß das viele Schwimmen den Damen ihre weibliche Natur und den Schmelz der Erscheinung raube, wollen Aetere, einem Wiener Blatt zufolge, sogar Gesundheitsförderungen infolge der übermäßigen Ausübung dieses Sports konstatiert haben.

Ein internationales Museum. Das schweizerische Guttenberg-Museum in Bern, erwachen aus der bei Guttenbergs 500jähriger Geburtstagsfeier begründeten Guttenbergstadt, hat eine Schenkung seines Vorstandsmittelsdes K. J. Büchi-Schanz angenommen, eines umfangreichen Sammlung zeitungsständigen Materials. Es soll den Grundstock für ein Internationales Presse-Museum darstellen, dessen weiterer Ausbau der Werner Verein zur Förderung des schweizerischen Guttenberg-Museums übernommen hat. Die Sammlung besteht zur Zeit, der Eisenbahn „Antiquitäten-Mundstück“ zufolge, aus 20 000 Belegexemplaren periodischer Druckschriften, unter denen rund 100 verschiedene Sprachen vertreten sind, aus einer Abteilung historischer Blätter und einer Verbrüder-Sammlung. So fasslich dieser Grundstock ist, so wird es bei zu der Verwirklichung eines Welt-Presse-Museums, zu dem die Veranlasser die Schenkung auszugestalten gedenken, doch noch gute Wege haben. Hi doch schon die Gründung von Landespresarkriben bisher auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen.

## Literatur.

Die neueste „Illustrierte“. In der Tagesgeschichte nimmt die Konferenz in Spa fast ausschließlich das allgemeine Interesse in Anspruch, daneben noch die Abtünnung in Ost- und Westpreußen. Das spricht sich auch in den Wänden der neuesten Nr. 4020 der „Illustrierten Zeitung“, (Welpzig, J. J. Weber) aus, die diesen Themen zu einem großen Teile gewidmet sind. Außerdem kommt der Gesundheitsfördernde Sport aller Art wieder zu seinem Rechte. Auch der reich illustrierte Beitrag über Freiburg i. Br. zum 800jährigen Stadtjubiläum verdient volle Anerkennung, ebenso der über ein deutsch-schweizerisches Fest zur Sonnenwendfeier bei Zena. Solche Feste sollten in allen deutschen Gauen zur Regel werden, besonders aber in unseren herlichen deutschen Mittelgebirgen. Der Hauptteil der vorliegenden Nr. 4020 aber ist dem am 4. Juni plötzlich verstorbenen unvorigen Weizsäcker Künstler Max Klinger gewidmet, der als Zeichner, Radierer, Maler und Bildhauer sich einen weit über Deutschland hinaus im Auslande wesentlich mit gemacht hat. Die zahlreichsten Abbildungen seiner Werke, darunter die bekanntesten und am meisten gemieteten, werden hier als Kunstwerke in höchem Maße festeln. Der Klinger-Beitrag wirkt ganz wie eine fein abgestimmte Monographie. Daß auch wieder die Rubriken „Literatur und Kunst“ und „Aus Wissenschaft und Leben“ eine Fülle wertvoller Beiträge enthalten, sei der Vollständigkeit halber erwähnt, ebenso der feinsinnige Roman „Annemarie“ und die zeitgemäße Plauderei „Seriemörder und ihr Uppring“.

Zu beziehen durch die  
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 63.  
Fernruf 4520.

Die Sommerreifen, die sich langsam bei dieser Winterarbeit in den Reg fließen, waren mannigfacher Art, und sie blieben auch dann noch bestehen, als der im Jahre 1858 zum außerordentlichen Professor ernannte Gelehrte 1872 als Direktor an die Spitze der Poliklinik für Kinderkrankheiten in der Charité zu Berlin berufen worden war, die er in unermüdlichem Streben zur Höhe ihrer heutigen Bedeutung erhoben hat.

Die Früchte seiner Arbeit erntete Genoch indessen erst, als er seine eigene private Poliklinik errichtete, die bald Beltrauf erlangte. Aus der Praxis, die er hier übte, entstanden seine berühmten „Beiträge zur Kinderheilkunde“ und „Vorlesungen über Kinderkrankheiten“, Werke, die der Dignität der Kinderheilkunde feste Normen gaben und in der ganzen medizinischen Welt mit Achtung und Bewunderung aufgenommen wurden. Die letzte hervorragende Tat des verdienstvollen Arztes war die Errichtung des Pavillons für Kinder mit anstehenden Krankheiten in der Charité.

Im Jahre 1888 trat der Dreißigjährigen von seinem Ehestand zurück und überließ die, nachdem er seine Lebensarbeit seiner Vaterstadt Berlin gewidmet hatte, zunächst nach Meran und später nach Dresden, wo der Altmeister und Begründer des Kinderheilkunde wenige Wochen nach der Vollendung seines 90. Lebensjahres am 25. August 1910 gestorben ist.

## Die Macht der Verbraucher.

Die letzten Nachrichten aus Amerika zeigen, daß dort tatsächlich ein ganz bedeutender Preisfall eingetreten ist, besonders für Bekleidungsgegenstände, und man behauptet, daß dieser Rückgang in erster Reihe von einer zum Schutze der Verbraucher gebildeten Vereinigung bedingt worden ist, die die Preisfestsetzung für Kleidung zum erheblichen Teil von der mächtigen „General-Vereinigung“ erzwungen worden ist, die vor einigen Monaten den Feldzug um einer mächtigen Agitation und mit dem Ergebnis eröffnete, daß sich die arbeitende Bevölkerung vollständig des Kaufes der teureren Kleider enthielt. „General-Vereinigung“ „Overalls“ und „Avron Clubs“ wie Pilze aus der Erde, und bald sah man in den Großstädten Damen und Herren „Overalls“ tragen.

Diese Bewegung der amerikanischen Öffentlichkeit war jedoch nicht ein aufs Geratewohl ins Werk gesetztes Experiment; denn der Amerikaner weiß aus Erfahrung, daß ein solches Vorgehen nur Erfolg hat, wenn die große Masse fest zusammenhängt und systematisch vorgeht.

Im Jahre 1910 verurteilte der amerikanische Fleischmarkt, die Preise der verschiedenen Fleischsorten in die Höhe zu treiben. Die amerikanischen Hausfrauen setzten sich indessen — ganz anders als ihre europäischen Schwestern von heute — zur Wehr. Sie weigerten sich einfach, Fleisch zu kaufen, und „No meat for me“ (kein Fleisch für mich) wurde in den Vereinigten Staaten die Wahrung des Tages. Viele Frauen trugen Kräfte mit der Aufschrift: „Down with cow!“ (Nieder mit dem Rindvieh!) In ungläublich kurzer Zeit hatte sich eine Million Hausfrauen zusammengeschlossen und war Abereingekommen, vorläufig auf dreißig Tage kein Fleisch mehr zu kaufen. Vergebens verlusten die Fleischhändler zu beschreiben, daß die Preisserhöhung durchaus notwendig sei; die Hausfrauen wollten die hohen Preise nicht bezahlen. Die großen Fleischfirmen trafen mit Schreden, wie sich ihr Ansehen behaupten vermögen, und schließlich gelang es auch den Frauen, ihren Willen durchzusetzen. Die Fleischpreise sanken auf ihren vorigen Stand.

Drei Jahre später ereignete sich etwas Ähnliches auf dem Buttermarkt. Der Butterpreis stieg plötzlich um 60 v. S. Hinter dieser Preissteigerung stand der Getreiterwerb, wenn es auch die kannte Leuten. Der Hausfrauenverband, der 80 000 Mitglieder zählte, schritt sofort zum Gegenangriff, indem er einen einmütigen Volksrat der Butter verforderte. Die Butterhändler verstanden mit allen nur erdenklichen Mitteln die öffentliche Meinung zu beeinflussen, aber der Verbund ließ sich nicht von dem einmal gefaßten Beschluß abbringen. Am Ende des Monats war der Streit entschieden — die Butter war wieder so billig wie vorher!

## Bunte Zeitung.

Die Schwimmanie. Die Tanz-Manie scheint bei der englischen Frauenwelt von einer Schwimmanie abgelöst worden zu sein; denn Frauen aller Klassen und jeden Alters drängen sich zum Schwimmunterricht in den Badeanstalten, und Damenschwimmklubs schließen wie Pilze an allen Orten



„Ja, Tante?“ fragte Will. „Was soll's? Du tust ja so geheimnisvoll!“  
„Ich denke nicht dran, aber es braucht nicht jeder Mantel zu ihrem hässlichen Gesicht ist ganz hell hinter der Stirn und hält immer die Ohren gefaltet. Na also, Will, nun sage: wie bist du denn zu dem luxuriösen Leben, das die Witte gekostet? Der Wagen kostet doch mindestens seine fünf-hundert Mark.“

„Achtundzwanzig. Von Ross bezogen. Und die Bonds kosten tausend. Und die Messinggarbe für Heinrich zweihundert-sechzig Mark. Und die Schürze zweihundert.“

„Derrgott, Will, ist das aber berrückt! Hast du das große Los gewonnen?“

„Nein — aber die Witte ist doch mein Tochterchen. Warum soll ich ihr nicht einmal eine Freude machen?“

Tante Te schüttelte den Kopf. „Eine Freude — nun ja. Ich hätte gewiß nichts dawider. Aber das ist das Geschenk eines reichen Mannes und nicht eines armen Blüters, der noch gar nicht weiß, wie über Jahr und Tag seine Finanzen stehen werden. Nimm mir's nicht übel, Will: es ist auch nicht tattvoll. Es ist eben zu viel. Was wird der Brotschufel dazu sagen!“

Brethling wurde ärgerlich. „Brotschufel, ach was — der ist eine alte Ente! Was soll er denn sagen? Er wird eine philosphische Bemerkung machen und vielleicht sonst ein paar schöne Perioden von Stapel lassen. Brotschufel ist mir ganz wurst.“

Die Gräfin knippte eine Raupe von einem Himbeerblatt und zertrat sie. „Lieber Junge, deine Sprache gefällt mir nicht. Deine Dummheit darf nicht erkrankt sein. Du hast alle Ursache, Brotschufel dankbar zu sein.“

„Aber sagst du, das bin ich doch auch!“ rief Will und stampfte mit dem Fuße auf. „Eben darum! Ich kann ich nichts leiden. Ich verabscheue mich selbst. Ich erwische seiner Braut eine Aufmerksamkeitskarte. Nun ja — die Witte ist doch noch keine Braut!“

„Noch?“ fragte die Gräfin bestürzt.

„Noch — ja wohl noch. Aber — na —“ da wir gerade unter uns sind, Tante Te: hast du das Empfinden, als ob Witte sich sonderlich viel aus ihm machte?“

„Sonderlich viel aus ihm? Gott, Witte scheint mir nicht allzu sehr nach dem Temperament zu sein. Es liegt ihr nicht, wie Weisens aus ihrer Liebe zu machen.“

„Soweit man überhaupt von Liebe sprechen kann.“ Tante Te: ich frage mich zuweilen mit etwas unruhigen Gedanken. Ich fürchte, das Mädchen hat sich verlobt. Ist dir noch nicht aufgefallen, daß sie sichlich verlobet, von Brotschufel zu sprechen? Und daß ihr Gesicht fast hart wird, wenn wir keine erwöhnen?“

Die Gräfin wurde nachdenklich. „Sie hat nie viel von ihm gesprochen“, erwiderte sie. „Es ist eine närrische Bezeichnung. Eigentlich kindlich. Warum diese Geheimnistuerer? Warum kein offenes Bekenntnis?“

„Um Familienkathak zu vermeiden — was weiß ich! Brotschufel hat seine Schwülen. Wenn die sich überhaupt heiraten — ich fürchte, es ist kein Glück für beide Teile.“

„Brechtlich“, sagte die Tante, „der Unterschied der Jahre.“

„Ach was“, fiel Brethling ein, „das wäre das wenigste! Das ist viel besser, als wenn sich die Frau der Altersgrenze des Mannes nähert. Nein, dagegen habe ich gar nichts. Der Unterschied im Wesen ist das Schwerwiegende. Brotschufel ist bei all seiner ästhetischen Kultur ein ausgeprägter Philister. Auch ein fürchterlicher Bedant. Ein Nörgelkater. Und dann seine hochgeborene Familie. Jetzt wappnet er sich gewaltig mit Mut und erklärt, es wäre ihm ganz schnuppe, wenn er mit ihr zerleie. Aber war's ab. Er ist nicht der Mann danach, den eisernen Landgraf zu spielen. Auch die Gesichtsmitte mit seinem Fideikommiss kann noch in die Brüche gehen. Kurzum, ich sehe kein Heil in der Ehe.“

Tante Te wiegte den Kopf hin und her. „Vielleicht hast du recht, lieber Junge“, sagte sie. „Ich kenne ja den Brotschufel so gut wie gar nicht — weiß nur, daß er ein Ehrenmann ist.“

„Ach ja, das ist er, ein tadelloser Ehrenmann, aber das schließt nicht aus, daß er absolut nicht als Gatte für Anita paßt. Sein Gesicht, seine Stellung, auch sein gültiges ästhetisches Wesen, das alles hat sie bedürftig — mein Gott, sie ist ja doch noch ein halbes Kind.“

„Heute nicht mehr“, fiel die Gräfin ein, „und das ist es eben... nun du mich darauf bringst, habe ich auch das Gefühl, als ob sie in letzter Zeit...“ Sa, du lieber Himmel, was machen wir denn da?!

Brethling blieb stehen. „Tante Te, wenn sie nun dein eigenes Kind wäre — was würdest du in diesem Falle tun? Würdest du die Heirat zugeben?“

Die Gräfin ärgerte mit der Antwort. „Ich weiß wirklich nicht... Wenn ich die Gewißheit hätte, daß sie in ihr Unglück ginge...“

„Dann würdest du deine Zustimmung verweigern — nicht wahr?“

„Ich glaube...“

„Was wollte ich hören. Und nun die Konsequenz. Ich habe Anita adoptiert. Durch die Adoption hat Witte nicht nur alle Rechte eines ehelichen Kindes erworben; auch ich bin in allen Pflichten eines rechtmäßigen Vaters ihr gegenüber getreten. Ich müßte mich also pflichtgemäß gegen diese un-sinnige Heirat wenden.“

„Derrgott, Will“, rief die Gräfin und warf den Kopf in den Nacken, „ich bitte dich, du hast das Kind doch lieblich eben dieser Heirat halber adoptiert!“

„Das weiß ich, und das erschwert naturgemäß die Sach-sache. Es kommt dazu, daß Brotschufel auch nur insolge dieser Adoption mein stiller Kompagnon geworden ist. Es sind ver-wirrende Umstände.“

„Es ist eine heillose Konfusion“, schloß Tante Te und knippte wieder eine Raupe von einem Himbeerblatt.

Brethling suchte mit den Schultern. „Natürlich. Aber...“

„Wenn ich das Mädchen nicht aufrichtig lieb gewonnen hätte“, fiel die Gräfin ein, „würde mir die ganze Geschichte ja gar nicht zu Herzen gehen. Diese ganze Geschichte paßt mir anfänglich durchaus nicht — das weiß du gemerkt haben, Will. Eigentlich wollte ich überhaupt nicht hier bleiben. Na, und dann überlegte ich mir: es ist eine Entschöpfung, die vorüber-geht. Im Herbst oder zu Winterbeginn ist meine Tochter Gräfin Brotschufel, und da werden wir wohl nicht mehr viel von ihr hören — da sind wir sie losgeworden. Warte. Nun hat sich das Blatt gewendet. Was werden wir sich in den paar Wochen ihres Hierseins gewaltig geändert.“

„Das ist dir also auch aufgefallen?“

„Ich sehe noch ohne Brille, mein Junge. Et ist zugäng-licher geworden, liebenswürdiger, weicher — sie findet Dergens-sätze, die auch in mir nachklingen. Ich wiederhole: ich habe sie lieb gewonnen. Und deshalb möchte ich sie auch glückselig wissen.“

„Ganz mein Fall, Tante Te. Nur ist vorläufig nichts weiter zu machen, als daß du sie auf diskrete Art auszuforschen versuchst, wie sie über ihr Verhältnis denkt.“

„Das ist sicher.“

„Tante Te, tu nicht so. Euch Frauenzimmer wird derlei sehr leicht. Du bist mal mit ihr zusammen oder geht bei Mandelstein mit ihr spazieren, wirst ein bißchen gewöhnlich, brichst den Empfinden des Herzens und so was und bringst schließlich das Gespräch auf ihren Bräutigam. Na, und dann wirst du ja hören.“ (Fortsetzung folgt)

### Heimat.

Von Armin T. Wegner.

Auch Städte können eine Heimat sein. Du hast das nie glauben wollen und hast dich immer nur aus den Straßen hinausgeschaut, fern von Vater und Mutter, fort von dem Baum und dem Staub und den vielen Menschen. O diese Menschen, kamen sie dir nicht vor wie eine schwere Plage, wie Heuschrecken, die ein Land überfallen und ver-wüsten, daß kein Halm mehr wächst, keine Blume mehr blüht? Weit fort wolltest du, du kannst nicht sagen wie weit fort!

Eine Heimat darfst du, das müßte irgend ein verlassener Fleck Erde sein, eine einfache Hütte, ein vergessener Winkel in den Bergen, wo Röhme Schatzen wachen, und wo es still ist, daß man den eigenen Atem hören kann. Vielleicht auch ein Dorf mit zusammengekauerten Häusern, die sich in ihre Strohdächer hüllen, wie alte Wälder in ihre Kospfächer, mit schmalen Pfad hinter den Gärten, der dich jeden Tag von neuem verleitet, in die selber zu gehen. Ja, es gab mancher-lei, das du träumtest.

Und nun... da du fern bist von allem dem, was dir eng und lieblos schien, da du seit Tagen aber jene blauen Höhen wanderst, die dir immer so köstlich, so unerschöpflich dünkten, nun ist dir die Einsamkeit ein süßiger Freund, ein aufstachel-licher, der dich auf allen Wegen verfolgt und nicht mehr von dir weicht? Und mitten in all dem Sonnenlicht, das dich umfließt, nach dem du dich gesehnt hast wie ein Sängergäber nach seinem Geld, da schließt du die Augen und gehst wie ein Wanderer durch Wald und Hügel, um von der Armut

grauer Häuser zu träumen und schmale wachen? Scheint dir nicht auf einmal jenes harte, kernere Gesicht lieblicher als die weiche Linie der Gelder? Glaubst du nicht die Stimme von Menschen zu hören?...

Ah, deine Erinnerung weiß tausend Dinge, an die du nie gedacht hast, denen du tausend zärtliche Namen gibst. Eine Nacht am Wege, an der du täglich vorbeigegangen, die große Wand der Häuser, die in der Schwärze des Abends so atmen scheint, eine stierende Laterne, eine halb verweltete Blume am Fensterbrett und ein kaltes Zimmer mit Büchern und Bildern an den Wänden. War nicht dort deine Heimat?

Und auf einmal packt es dich und läßt dir nicht Ruhe mehr, und noch in der Nacht magst du dich auf, dem Licht-schein nach, der über den fernern Häusern ruht und unten im Tal.

Du hast es nie glauben wollen, und nun schreiest du lächelnd durch die alten Gassen. Du weißt... aus Städte können eine Heimat sein und die Toten Dinge, die um dich sind, und die Herzen der Menschen.

### Ein Holländer über die neue deutsche Schauspielkunst.

Hollands meistgespielter Dramatiker Jan Fabricius bereist jetzt Deutschland, um das Nachkriegs-Bild der deutschen dramatischen Kunst kennen zu lernen. Er stellt der B. J. am Mittag die gewonnenen Eindrücke zur Verfügung:

Der Ausländer, der nach Deutschland und Berlin kommt, sieht unmittelbar und deutlich, es geht ein reiniger der Sturm durch das Land! Ein Sturm zwar, gegen den, wenn er sich gelegt hat, eine ganz Menge mehr Dinge han-dhalten dürfen, als in weiten Kreisen benannt wird, aber doch viel Müßiges und Unrecht liegt. Die Zeiten der wehmütigen Analyse der eigenen Seele sind vorbei. Das selbstkritische eigene „Ich“ ist erloscht. Der Zweck scheint die Seelenanalyse der Menschheit an die Stelle der Seelen-analyse des Einzelmenschen zu setzen — die Menschheit neue Wege zu führen, um ihr einen klaren Begriff von der ihr innewohnenden Kraft zu geben.

Es ist selbstverständlich, daß man sich zu diesem Zweck von der Anbetung der eigenen Seele abzuwenden hat. Das „Ich“ muß dem „Wir“ Platz machen. Die Modernen drehen auch dem Individuum den Rücken zu. Der Dichter von heute treibt danach, die Menschheit als Zentrum der Weltkraft zu sehen, als Gefühl des unendlich Unbegreiflichen. Bei An-wendung der Mittel begehrt man, glaube ich, einen Irrtum. Den Irrtum der Überbetreibung. Alles, was psychologisch an einem Menschen zu erklären ist — so war mein Eindruck während meines Aufenthaltes in Berlin — interessiert den modernen Bühnenautor ganz und gar nicht. Ich gehöre zu jenen, die nicht davon überzeugt sind, daß ein Studium der Menschheitspsychologie möglich ist ohne die Psycholo-gie des Einzelmenschen! Ich ist meine Überzeugung, daß der moderne deutsche Bühnenautor gar bald wieder einen richtigen Schritt rückwärts in der Richtung des natura-listischen oder neo-romantischen Impressionismus wird machen müssen.

Vielleicht wird der Fieberhaft habende und springende Dialog den Reiz der Neuzeit bereits wieder verloren haben, noch bevor die Schauspielerei, die ein Bühnenwerk verdolmetischen sollen, zur Selbstheilung kommen und in Erinnerung bringen werden, daß durch alle Zeitsäter hindurch das Wesen des Dramas die Darstellung des Menschen war und ihren tiefen menschlichen Gehalten zufolge ewig bleiben wird, und daß sie ihre Verurteilung wahrlich nicht darin sehen können, zu harten Fesseln zu werden, deren Niedersinken durch das Liegen an Wundstößen in Bewegung gebracht werden. Vielleicht werden schon in der allerersten Zeit neue Dichter erscheinen, die dem Fieber ein Ende machen werden. Denn nicht den Dichtern von heute das große Verdienst, den Weg gebahnt zu haben, auf dem sie selbst allerdings ausgeglitten sind, aber den sie doch als erste eingeschlagen haben, nachdem er bereits eingetragener durch Franz Wedekind angebahnt war.

Franz Wedekind! Ich bin kein Werk in mehreren Sprachen darstellbar. Noch mehr Verwirrung jedoch fand ich in den verschiedenen Akten, in denen es gespielt wurde. Diese Verwirrung fällt schon ins Auge, wenn man nur die Berliner Darstellungen der letzten Monate mit den früheren vergleicht. Die „Wälder der Pandora“ und „Schloß Bette-

lein“ werden so gespielt, wie wiederum es sich, unbekannt mit dem, was heute als neueste Darstellungsweise gilt, ge-dacht haben mag; „Hansische“ bereits früher unter dem heilsamen Einfluß der gegenwärtig herrschenden Deklari-ation; der „Marquis von Keith“ aber in der unerfahrenen Kinderpielerei, die der für einen Schauspieler, eben Tausend-märchen oder eine Fabelhaftigkeit dastelle Weisheit gebrannt wird. Diese Spielerei scheint mir noch kindlicher als das bei unseren holländischen Kindern klassische Schauspiel. Ich habe den Eindruck, daß in Berlin viel schauspielerisches Talent vergebend wird. Ich bin wirklich nicht der einzige Ausländer, der überzeugt ist, daß im allgemeinen die Schauspielkunst nirgendwo in der Welt so gewissenhaft ausgebildet wird und daher auch nirgendwo so hochgeachtet ist wie in Deutschland. Um so mehr ist es mir persönlich leid gewesen, die deutschen Schauspieler und Schauspielerinnen in einer „angenehmen“ Umgebung auftreten zu sehen, in der sie wie Marionetten be-wegt werden.

Das unnatürliche Schreien mancher Schauspieler, das Her-vorrufen verschiedener Stimmungen durch Bekleidungswechsel usw. hat auf mich einen zumeist nicht angenehmen Ein-druck gemacht, als die begleitende Geigenmusik, die vor vierzig Jahren bei den sentimentalen Schmarren häufig war, wenn die Jungfrau ihr Kind in den Schlaf wiegte, das sie von einem bösen Trauen hatte. Das alles bedauere ich im Interesse der herrlichen Berliner Schauspielkunst und vor allem der vielfach so hochgehenden Regiekunst, die häufig gelungener scheint, in dieser Richtung ihre Kraft zu verheilen. Aber selbst da, wo sie sich misshandelt wird, kann man immer noch festhalten, auf welcher Höhe die deutsche Regiekunst steht. Ich möchte mit meinem Nach noch auf das „Strohe Schau-spielhaus“ eingehen. Ein mächtiges Gebäude, in dem das Genre von Max Reinhardt Wunder schaffen — Warte, wenn die Schauspieler in der Lage wären, sich dort für das ganze Publikum verständlich zu machen: ein mächtiges Gebäude, in dem jedoch große Möglichkeiten für schauspielerische Leistungen liegen, nur die nicht, die Reinhardt selbst, wie ich glaube, davon erachtet hat, nämlich ein lautes Mädelchen der Ge-schichte durch den Zuschauer. Es ist keine Rede von einer größeren Intimität als in den bisherigen Theatern. Im Gegenteil, man sieht sich da er recht; Zuschauer! Wenn man sich aber einmal auf diesen Standpunkt gestellt hat, so wird doch auch hier der Beweis geliefert, daß das Ausland von dem in den letzten Jahren etwas verkamerten „Deutschentum“ doch immer noch einiges zu lernen hat...

Das unnatürliche Schreien mancher Schauspieler, das Her-vorrufen verschiedener Stimmungen durch Bekleidungswechsel usw. hat auf mich einen zumeist nicht angenehmen Ein-druck gemacht, als die begleitende Geigenmusik, die vor vierzig Jahren bei den sentimentalen Schmarren häufig war, wenn die Jungfrau ihr Kind in den Schlaf wiegte, das sie von einem bösen Trauen hatte. Das alles bedauere ich im Interesse der herrlichen Berliner Schauspielkunst und vor allem der vielfach so hochgehenden Regiekunst, die häufig gelungener scheint, in dieser Richtung ihre Kraft zu verheilen. Aber selbst da, wo sie sich misshandelt wird, kann man immer noch festhalten, auf welcher Höhe die deutsche Regiekunst steht. Ich möchte mit meinem Nach noch auf das „Strohe Schau-spielhaus“ eingehen. Ein mächtiges Gebäude, in dem das Genre von Max Reinhardt Wunder schaffen — Warte, wenn die Schauspieler in der Lage wären, sich dort für das ganze Publikum verständlich zu machen: ein mächtiges Gebäude, in dem jedoch große Möglichkeiten für schauspielerische Leistungen liegen, nur die nicht, die Reinhardt selbst, wie ich glaube, davon erachtet hat, nämlich ein lautes Mädelchen der Ge-schichte durch den Zuschauer. Es ist keine Rede von einer größeren Intimität als in den bisherigen Theatern. Im Gegenteil, man sieht sich da er recht; Zuschauer! Wenn man sich aber einmal auf diesen Standpunkt gestellt hat, so wird doch auch hier der Beweis geliefert, daß das Ausland von dem in den letzten Jahren etwas verkamerten „Deutschentum“ doch immer noch einiges zu lernen hat...

### Der Vater der neueren Kinderheilkunde.

Edward HENOC, dessen Geburtstag sich am gestrigen 16. Juli zum hundertsten Male feierte, genüßte das ansehnliche Verdienst, die Kinderheilkunde zu einem Sonderfach der medi-zinischen Wissenschaft erhoben zu haben. Bis zur Stunde nach wirken die Ideen des großen Kinderarztes, die der wissenschaft-lichen Erkenntnis der Kinderkrankheiten neue Wege gewiesen haben, fruchtbringend zum Heil der leidenden jungen Mensch-heit fort.

Henoch war der letzte Vertreter jener klassischen Zeit der Medizin, die die von Johannes Müller geschaffenen Grund-lagen der neueren Physiologie und vergleichenden Anatomie ausbaute, und er wirkte sich als Mitarbeiter an dem Werk dieses bahnbrechenden Auslands des Wirsing, Henle, Dubois, Gelmahly ebensmäßig an.

Wichtig die erste Arbeit Henochs, eine Schrift über den Ge-hirnschwind, mit der der am 16. Juli 1830 in Berlin ge-borene und an der dortigen Universität ausgebildete Medi-ziner im Jahre 1842 promovierte, gekrönte sich durch alle die Eigenheiten aus, die der Ruf des späteren großen Kinderarztes begründeten: historische, wissenschaftliche Beobachtung des kindlichen Willens und strenge Objektivität des Urteils. Bald darauf trat der junge Arzt als Assistent bei der Universitäts-poliklinik von Romberg ein, dessen „kritische Ergebnisse“ er auch herausgegeben hat. Im Jahre 1850 begann er dann seine fruchtbarere Lehrtätigkeit an der Berliner Universität. Aber erst nach seinem Austritt aus der Rombergischen Poli-klinik konnte er sich dem Felde seiner eigentlichen Lebens-arbeit zu, die fortan so gut wie ausschließlich der Erforschung und Behandlung der Kinderkrankheiten galt. Diese waren zu jener Zeit noch das vernachlässigteste Studienfeld der medizinischen Wissenschaft; es bedurfte der ganzen Entfaltung und der Kampfkraft; des begabtesten Kinderarztes, um seinem Sonderfach die gebührende Stellung zu erlangen.